

»Wir sind ein Museum ohne Mauern«

Mirjam Wenzel über die Darstellung jüdischen Lebens im Museum und über die aktuelle Antisemitismus-Debatte

Am 21. Oktober wird das Jüdische Museum in Frankfurt nach fünf Jahren Renovierungs- und Erweiterungsarbeiten wiedereröffnet. Der UniReport hatte die Gelegenheit, vorab mit der Direktorin des Museums und Honorarprofessorin an der Goethe-Universität, Dr. Mirjam Wenzel, zu sprechen.

UniReport: Frau Professor Wenzel, das Jüdische Museum in Frankfurt öffnet in einer Zeit, in der Antisemitismus auch in Deutschland wieder zugenommen hat und über dessen Gründe diskutiert wird. Stellt das Ihre Arbeit vor große Herausforderungen?

Prof. Mirjam Wenzel: Unsere Arbeit, vor allem im Bildungsbereich, steht schon seit längerer Zeit unter dem Vorzeichen von ansteigendem Antisemitismus und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, von Hass und Hetze gegen alles, was als „anders“ markiert und wahrgenommen wird. Dieser Entwicklung halten wir, ganz im Sinne von Adornos Radioessay „Erziehung nach Auschwitz“, eine Erziehung zur Selbstreflexion entgegen; das ist das zentrale Motto unserer Bildungsarbeit. Als Kultureinrichtung steht unsere Bildungsarbeit zunehmend unter dem Vorzeichen politischer Veränderungen und vor der Notwendigkeit, klare Haltungen zu formulieren und ethische wie politische Grenzen zu markieren. Dieser Veränderung widmet sich auch die erste Konferenz nach unserer Eröffnung, die den Titel „Politische Aspekte kultureller Bildung“ hat und die wir in Kooperation mit der Bundeszentrale für politische Bildung veranstalten. Aufgrund der historischen Erfahrung müssen wir uns als Jüdisches Museum für Demokratie und Diversitätssensibilität einsetzen – und machen damit in der

gegenwärtigen Situation eine politische Aussage, die die Relevanz unserer Museumsarbeit unterstreicht.

In rechten Bewegungen wie QAnon werden auch antisemitische Motive wie die Verschwörung jüdischer Unternehmer und Misshandlung und Ermordung von Kindern verwendet. Sehen Sie die Bildungsinstitutionen in der Pflicht, rechtzeitig auf die Gefahr solcher verschwörungstheoretischen und demokratiefeindlichen Ideologien für jüdisches Leben in Deutschland hinzuweisen?

Wir sind ein politisches Museum, aber keine tagespolitische Einrichtung. Wir werfen einen analytischen und historisch informierten Blick auf die Gegenwart und betrachten einzelne Phänomene in einem größeren Zusammenhang. Die Weltverschwörungslegenden, die eine Bewegung wie QAnon pflegt, knüpfen an tradierte judenfeindliche Vorstellungen an, wie sie etwa im Mittelalter mit der Ritualmordlegende oder dem raffgierigen Juden gepflegt wurden. In diesen Vorstellungen wirkt der christliche Antijudaismus fort, der bis heute in bildlicher Form in vielen christlichen Kirchen zu sehen ist. Diese tradierte Form judenfeindlicher Projektionen tritt heute wieder offener und unverblümt zutage. Ich denke, dass Shulamit Volkov recht hat: Antisemitismus ist der kulturelle Code christlich geprägter Gesellschaften. Deshalb ist der ansteigende Antisemitismus der Gegenwart nicht ausschließlich auf den ansteigenden Rechtsextremismus zurückzuführen. Er ist auch ein Symptom der gesellschaftlichen Umbrüche, die wir gerade erleben und in denen das wieder hervortritt, was nie verschwunden war. Auf die Kontinuitäten und die Gewaltförmigkeit der Judenfeindschaft in unserer Gesellschaft hinzuweisen und dem durch kontinuierliche Bildungs- und Aufklärungsarbeit entgegenzuwirken – das ist unsere Aufgabe!

Worauf dürfen sich die Besucherinnen und Besucher des Jüdischen Museums freuen?

Spontan würde ich sagen: auf ein neues Museum! Denn der Erneuerungsprozess hat tatsächlich dazu geführt, dass das Jüdische Museum, das wir am 21. Oktober öffentlich zugänglich machen, wenig mit dem Museum zu tun hat, das vor zurückzuführen Jahren geschlossen wurde. Jeder, der mal hier gewesen ist, sieht das auch sofort, weil der neue Lichtbau mit seinen überraschenden Lichteinfällen und seinem sich zum Himmel öffnenden Atrium einen ganz eigenen Zauber entfaltet. Auch das Rothschild-Palais erscheint in ganz neuer Gestalt, da mit den Sanierungsarbeiten nach historischem Vorbild der Charakter des einstigen Wohnhauses wieder deutlich hervortritt. In unserer neuen Dauerausstellung machen wir dieses Palais als Objekt erfahrbar. Sie bespielt drei Etagen und thematisiert die jüdische Geschichte Frankfurts der letzten 200 Jahre in persönlichen Geschichten und ausgehend von der Gegenwart. Mit der sie prägenden Form der Mixed-Media-Präsentation wollen wir Nähe zu den Dingen und den mit ihnen verbundenen Geschichten schaffen und Empathie wecken.



Seit 2019 ist Dr. Mirjam Wenzel Honorarprofessorin an der Goethe-Universität. Sie verstärkt damit den Forschungsschwerpunkt Jüdische Kultur und Holocaustforschung. Mirjam Wenzel, geboren 1972, studierte Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Politik- und Theaterwissenschaft in Berlin und Tel Aviv und arbeitete als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Philologie der Ludwigs-Maximilians-Universität München. Ihre Promotion beendete sie mit dem Leo-Baeck-Fellowship der Deutschen Studienstiftung zur Geschichte und Kultur des deutschsprachigen Judentums in Europa. Ihre Dissertation erschien 2009 unter dem Titel „Gericht und Gedächtnis: Der deutschsprachige Holocaust-Diskurs der sechziger Jahre“. Wenzel ist Mitherausgeberin mehrerer Kataloge und Aufsatzsammlungen und Autorin einer Vielzahl an wissenschaftlichen Texten, Essays und Blogbeiträgen zur medialen Rezeption des Holocaust, zur Kritischen Theorie, insbesondere zu Siegfried Kracauer, Theodor W. Adorno und Hannah Arendt, zur zeitgenössischen Kunst sowie zur deutsch-jüdischen Kulturgeschichte. Seit 2016 leitet sie das älteste jüdische Museum der Bundesrepublik Deutschland. (Foto: © Jüdisches Museum Frankfurt.)

Unsere erste Wechsellausstellung „Die weibliche Seite Gottes“ schlägt hingegen einen großen kulturhistorischen Bogen von der Zeit des alten Israels bis in die Gegenwart und fragt, wohin die archaischen Vorstellungen von Göttinnen im Monotheismus verschwunden sind. Neben archäologischen Funden, wertvollen Schriftzeugnissen und Zeremonialobjekten zeigen wir hier viele Werke der Bildenden Kunst – auch von bekannten zeitgenössischen Künstler*innen wie Kiki Smith oder Anselm Kiefer.

Darüber hinaus bieten wir vielfältige Veranstaltungen, Konzerte und Diskussionen an und laden die Öffentlichkeit in unser milchigkoscheres Deli und unsere öffentliche Bibliothek mit einem eigenen Kinder- und Jugendprogramm ein. Die Besucher*innen können sich also auf ein lebendiges Zentrum für jüdische Kultur in Geschichte und Gegenwart freuen!

Wie würden Sie Ihr didaktisches Konzept beschreiben?

Unser Vermittlungskonzept setzt eigentlich auf Vielfalt und Lebendigkeit. Das heißt, wir haben für ganz unterschiedliche Zielgruppen, zum Beispiel für Kinder und Familien, aber auch für englischsprachige Besucher*innen, eigene Angebote entwickelt. Wir haben uns im Vorfeld der Neugestaltung Gedanken gemacht, für wen wir eigentlich dieses Museum machen, und uns insgesamt auf acht Zielgruppen geeinigt. Die haben wir personalisiert und ihnen Namen gegeben, damit jeder sie vor Augen hat. Wir haben uns auch auf ein neues Leitbild verständigt, in dem unter anderem steht: Wir sind ein Museum ohne Mauern. Das heißt: Wir wenden uns an eine diverse und plurale Gesellschaft. Und dies tun wir mit zielgruppenspezifischen Angeboten, die in Teilen auch außerhalb unseres Museums stattfinden – mal niedrigschwellig, mal anspruchsvoll, mal sinnlich, aber stets mit ein- und demselben Ziel, nämlich: jüdische Kultur und Geschichte erfahrbar zu machen. Das ist weniger ein didaktisches Kon-

zept als vielmehr die Überzeugung, dass Nähe und Selbstverständlichkeit Schwellenängste und Projektionen abbauen.

Wie kann man museumsdidaktisch jüdisches Leben im Frankfurt, gerade auch im Hinblick auf die Vielfalt der Lebensentwürfe, darstellen?

Unsere Dauerausstellung kreist um die Vielfalt jüdischer Lebensentwürfe in Frankfurt – diejenigen der Frühen Neuzeit sind im Museum Judengasse zu sehen, diejenigen der Moderne und der Gegenwart im Rothschild-Palais. Die persönlichen Geschichten, die wir an beiden Orten erzählen, entwickeln nicht nur jüdische Perspektiven auf ihre jeweilige Zeit, sie sind auch europäische Geschichten. Uns interessiert nicht so sehr die nationale Perspektive, das spezifisch Deutsche an der jüdischen Kultur hier vor Ort, sondern vielmehr deren europäische Dimensionen, die sich in den Biographien der Persönlichkeiten, die unsere Dauerausstellung vorstellt, widerspiegelt. Nehmen wir zum Beispiel die Familie Rothschild, die ursprünglich aus der Judengasse kommt und ein europaweites Unternehmen gründet, das dann im 19. Jahrhundert Geschichte schreibt. Oder die Familie Frank, ebenfalls aus Frankfurt stammend, die dann in die Emigration nach Amsterdam, Basel, London und Paris geht. In der Familie ist Mehrsprachigkeit ein selbstverständlicher Teil des Umgangs miteinander. Dies verdeutlichen wir, indem wir etwa das Spielzeug und die Kinderbücher aus dem Familienbesitz zeigen, die Briefe ausstellen und vorlesen, die in der Familie geschrieben wurden, oder die Schlittschuhe des Schauspielers und Basler Cousins von Anne Frank, Buddy Elias, neben der Designerlampe ihres Pariser Großonkels, des Designers Jean-Michel Frank, präsentieren. Die Geschichten zu den Objekten erzählt ein Multi-Touch-Tisch sowie, ganz klassisch, eine Broschüre, die neben der Vitrine zum Schmökern einlädt.

Fortsetzung auf Seite 3

Überblick

Aktuell	2
Forschung	6
International	11
Kultur	12
Campus	13
Impressum	15
Bücher	22
Bibliothek	23
Freunde	24
Studium	25
Menschen	26
Termine	27

In Bilderbüchern blättern reicht nicht

Über den Master Kinder- und Jugendliteratur-/Buchwissenschaft an der Goethe-Universität

Pippi Langstrumpf, Momo oder Harry Potter – sie alle gelten längst als Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur und sind aus vielen Kindertimmern wohl nicht mehr wegzudenken. Auch an der Goethe-Universität haben Kindheitshelden seit Gründung des Instituts für Jugendbuchforschung im Jahr 1963 ihren festen Platz. Seit 2019 gibt es den Masterstudiengang Kinder- und Jugendliteratur-/Buchwissenschaft. Wie ist es den ersten Studierenden bislang ergangen?

„Ich habe meine Bachelorarbeit zu Cornelia Funkes ‚Herr der Diebe‘, meinem Lieblingskinderbuch, geschrieben. Da wurde mir bewusst, dass ich meinen Schwerpunkt auf Jugendliteratur legen möchte und fand daher den Master sehr interessant, auch durch die Kombination mit der Buchwissenschaft“, erklärt Jana Steinhoff. Sie hat den Bachelor in Germanistik und Kulturanthropologie gemacht, mittlerweile liegt bereits das zweite Semester im Masterstudiengang Kinder- und Jugendliteratur-/Buchwissenschaft hinter ihr. Sie ist eine von nur 20 Studierenden des ersten Jahrgangs. Der Masterstudiengang ist ein Joint-Degree Programm, er findet in Kooperation mit der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz statt. Inhaltlich widmet er sich der historischen und zeitgenössischen, kulturellen und wirtschaftlichen Auseinandersetzung mit Kinder- und Jugendmedien. Dabei wird die Relevanz der Jugendliteratur für die Gesellschaft und den Buchmarkt untersucht. Aber es geht nicht nur um Bücher: „Auch wenn unser Institutsname vielleicht anderes vermuten lässt, beschäftigen wir uns nicht ausschließlich mit Literatur. Wir untersuchen Medien aller Art, die an Kinder und Jugendliche gerichtet sind. Das können zum Beispiel auch Theaterstücke, Computerspiele oder Comics sein“, sagt Dr. Felix Giesa, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut und Leiter des Frankfurter Comic-Archivs. Die „Kleinen Fächer“ zeichnen sich laut Definition der Mainzer Arbeitsstelle primär durch eine relativ geringe Anzahl an Professuren und Studierenden aus, oft verbunden mit einem sehr großen Themenspektrum. Diese thematische Vielfalt ist auch in der Kinder- und Jugendliteratur an der Goethe-Universi-

tät zu finden, die hier zu den Kleinen Fächern gezählt wird. Dr. Giesa erklärt: „Ein Kleines Fach mag das Kleine im Namen tragen, aber unsere Gegenstände sind ganz bestimmt nicht klein. Wir decken eine große Bandbreite an Themen ab, auch weil es bei Kinder- und Jugendmedien einen großen Adressatenkreis gibt.“ Für die Studierenden ein großer Vorteil, bestätigt Masterstudentin Jana Vonderschmitt: „Wir haben kaum Grenzen, was wir als Text definieren möchten. Es ist gewünscht, dass wir uns mit möglichst vielen Medien und Themen beschäftigen.“ Bevor sich Vonderschmitt ganz der Jugendliteratur zuwandte, schloss sie den Bachelor in Germanistik und English Studies ab und arbeitete als Sprachlehrerin.

Die Studierenden

Aber was sollte man mitbringen, um Jugendmedien erfolgreich zu studieren? Ein Faible für Bilderbücher allein reicht nicht aus. „Man muss bereit sein, sich auf Neues lassen, und Lust an der kritischen Auseinandersetzung, auch auf gesellschaftspolitischer Ebene, mit Kinder- und Jugendmedien haben“, stellt Dr. Giesa klar. Steinhoff sieht das ähnlich: „Ich habe schon am ein oder anderen Seminar teilgenommen, das nicht unbedingt meine erste Wahl war, aber im Laufe des Semesters habe ich dann doch Interesse daran entwickelt und mich mit einem Thema beschäftigt, auf das ich sonst nicht gekommen wäre.“ Besonders Bachelorstudis der Germanistik sollten flexibel sein, denn die Kurse zur Kinder- und Jugendliteratur sind stark nachgefragt. Nur Masterstudierende kommen meist garantiert unter.

In den Seminaren geht es durchaus auch mal hitzig zu. Besonders spannend wird es, wenn es um Medien geht, mit denen die Studis selbst aufgewachsen sind. Vonderschmitt erzählt, dass über *Harry Potter* oft leidenschaftlich debattiert wird: „Das kann manchmal ein wenig anstrengend sein. Man muss dann darauf achten, dass man die Emotionalität etwas runterfährt und wieder wissenschaftlicher wird.“

Doch auch die Wissenschaftlichkeit des Fachs ist hin und wieder Gegenstand von Debatten. „Manchmal spüre ich schon einen

Legitimationsdruck, gerade gegenüber der klassischen Literaturwissenschaft. Oft gibt es das Vorurteil, wir schauen uns nur Bilderbücher an und reden dann ein bisschen darüber. Das stimmt einfach nicht, man kann literaturwissenschaftliche Theorien genauso gut auf Jugendliteratur anwenden“, sagt Steinhoff. Und auch Vonderschmitt findet, dass der Einfluss und die Möglichkeiten der Kinder- und Jugendliteratur weiter unterschätzt werden: „Ein Grund, warum ich mich für dieses Studium entschieden habe, war, dass Kinderliteratur unglaublich viel bewirken kann. Medien vermitteln bestimmte Normen und Werte, durch die man Kinder schon in einem sehr jungen Alter nachhaltig prägen kann. Passend zur aktuellen Debatte gibt es z.B. tolle Kinderbücher zum Thema Antirassismus.“

Corona und die Zukunft

Ein richtiger Alltag wollte sich für die neuen Masterstudierenden bislang nicht einstellen. Denn schon nach dem ersten Semester musste coronabedingt auf digitale Lehre umgestellt werden. „Für die Dozenten und Dozentinnen war das eine große Herausforderung, die mit viel Arbeit verbunden war. Wir haben versucht, gemeinsam ein Konzept

zu entwickeln und uns in regelmäßigen Gesprächen abzustimmen. Im Laufe des Semesters haben wir dann gemerkt, was gut funktioniert, und unsere Konzepte angepasst“, erzählt Dr. Giesa. Und auch Vonderschmitt und Steinhoff mussten sich erst an die neue Situation gewöhnen: „Trotzdem hat es auf menschlicher Ebene gut geklappt. Wenn man ein Anliegen hatte, konnte man den Dozenten schreiben und sie haben dann versucht, uns so gut es ging zu helfen.“ Besonders hart war der Einstieg wohl für Neuankömmlinge, die auf Einführungsveranstaltungen und die Ersti-Woche zum Kontaktnähen verzichten mussten. Doch auch dafür gibt es mittlerweile eine Lösung, berichtet Vonderschmitt: „Unsere Institutsgruppe ist sehr aktiv. Wir haben ein Programm für die Erstis des kommenden Wintersemesters und dieses Sommersemesters entwickelt, um ihnen den Einstieg zu erleichtern. Wir planen zum Beispiel eine digitale Campustour.“ Für Vonderschmitt und Steinhoff beginnt im Winter ihr drittes Semester. Zeit, sich bereits Gedanken über die Zukunft zu machen: Die beiden planen nach dem Studium den Einstieg in die Kulturbranche.

Natalia Zajíc



Fortsetzung von Seite 2

Sie sind Honorarprofessorin an der Goethe-Universität, unterrichten darüber hinaus schon länger in der Judaistik. Welche Möglichkeiten sehen Sie in der Zusammenarbeit zwischen den Institutionen, wie kann diese noch erweitert werden?

Ich denke, dass es für die Studierenden in meinen Seminaren eine bereichernde Erfahrung ist, dass ich Ihnen eine Perspektive vermitteln kann, wie sie das erworbene Textwissen in die materielle Welt übertragen können. Sie lernen bei mir nicht nur die konkrete Objektwelt der materiellen jüdischen Kultur kennen. Ich halte sie auch an, allgemein verständliche Texte zu diesen Objekten zu schreiben, also ihr Wissen so aufzubereiten, dass es für die breite Öffentlichkeit interessant ist.

Ich selbst empfinde es immer wieder als Bereicherung, die Perspektiven und Fragen kennenzulernen, die Studierende haben. Es ist sehr wichtig, dass ein Museum immer wieder die eigene Perspektive hinterfragt und

schärft. Dies können wir nur tun, wenn wir uns fortwährend für neue Zugänge interessieren.

Eine weitere enge Verbindung zwischen dem Jüdischen Museum und der Frankfurter Universität ist institutioneller Art und historisch bedingt: Die Goethe-Universität ist aus wissenschaftlichen Einrichtungen hervorgegangen, die von Jüdinnen und Juden gegründet wurden. Sie verdankt ihr finanzielles Startkapital als Stiftungsuniversität wesentlich jüdischem Mäzenatentum und bot in den 1920er Jahren mehreren jüdischen Professoren einen ersten Lehrstuhl an. Es ist mir ein Anliegen, diese Geschichte der Goethe-Universität als Bestandteil der jüdischen Ideen-, Intellektuellen und Wissenschaftsgeschichte Frankfurts sichtbar zu machen, auch hier im Museum.

Neben der Lehre unterstütze ich auch vor diesem historischen Hintergrund auch die Third Mission der Goethe-Universität. Mir

gefällt es, dass die Goethe-Universität sich nach wie vor als eine Stiftungs- und Bürger*innenuniversität versteht und die Anbindung an kulturelle Einrichtungen, aber auch an die Wirtschaft sucht. Das hat Zukunftspotenzial für die Uni und die Studierenden, aber eben auch für Wirtschaft, Industrie und uns Kulturproduzent*innen und Museumsmacher*innen. Nicht zuletzt auch, weil dadurch auch selbstverständlicher wird, dass Wissenschaft und Forschung nicht allein an der Universität, sondern auch in der Industrie oder eben im Museum geschieht. Wir forschen zu Dingen, die wir bewahren und sammeln. Museale Forschung ist weniger theoriegeleitet als die der Universität, sondern vielmehr öffentlichkeitsorientiert und -wirksam. Die Übergänge zwischen beiden Formen von Forschung und Wissenschaft aber sind fließend und ich verstehe es als meine Aufgabe, sie als fließend zu gestalten.

Haben Sie schon drüber nachgedacht, mit Studierenden Ausstellungsprojekte zu entwickeln – im Sinne der Curatorial Studies?

Ich habe im vergangenen Sommersemester gemeinsam mit dem Historiker Bernhard Jussen ein Seminar zur Studiengalerie gegeben, das in eine Ausstellung münden soll. In diesem Seminar ging es um adäquate Perspektiven auf den Umgang mit der Shoah, um den problematischen Begriff der Erinnerungskultur sowie um kuratorische Fragen zu zwei künstlerischen Positionen, die sich mit diesen Fragen beschäftigen und die wir gerne ausstellen würden. Viele Studierende aus den Curatorial Studies waren an dem Seminar beteiligt. Wir hoffen, die Ausstellung im nächsten Jahr in der Studiengalerie zeigen zu können.

Fragen: Dirk Frank und Olaf Kaltenborn